

---

Timothy Barnes, *Constantine. Dynasty, Religion and Power in the Later Roman Empire*. Malden, Mass./Oxford, Wiley-Blackwell 2011. XIII, 266 S., £ 75,-.

// oldenbourg doi 10.1524/hzhz.2013.0330

---

Johannes Wienand, Düsseldorf

Dreißig Jahre nach seinen maßgeblichen Studien zur *aetas Constantini* hat T. D. Barnes, wohl einer der besten Kenner der Materie, seine „second thoughts on Constantine“ (S.X) vorgelegt. Das Ziel des neuen Buches über den ersten christlichen Kaiser sieht Barnes darin, „to penetrate the smokescreen created by Constantine’s propaganda and to understand what really happened“ (S. 100). Da sich das, was wirklich geschehen ist, jedoch nicht eo ipso im Spannungsfeld zwischen wissenschaftlichem Interesse und Erklärung formiert, stellt sich auch die Barnes’sche Wahrheitssuche nicht in argumentativ geschlossener Form dar: Die Studie ist vielmehr als Ansammlung lose chronologisch geordneter Kleinstkapitel zu zentralen und weniger zentralen Untersuchungsfeldern der primär ereignisgeschichtlich orientierten Constantinforschung konzipiert. Die teils überblicksartigen, teils tiefergehenden Einzeluntersuchungen, in denen sich viel Bekanntes wiederfindet, hat Barnes zu sechs Kapiteln gebündelt, die sich dem familiären Hintergrund Constantins, seiner frühen Karriere, seinem Aufstieg zur Herrschaft und der Konfrontation mit Maxentius, der Konkurrenz mit Licinius, der Zeit der Alleinherrschaft und der dynastischen Politik der letzten Herrschaftsjahre widmen.

Barnes befasst sich wie gewohnt primär mit den literarischen Quellen. Archäologische, numismatische und epigraphische Zeugnisse werden nur sporadisch berücksichtigt – denn aus „such inarticulate evidence“ ließen sich „Constantine’s personal beliefs“ schließlich nicht sicher ableiten (S. 17). Just diese „personal beliefs“ (d. h. speziell Constantins christliche Frömmigkeit) sind es dann auch, denen Barnes in seiner Spurensuche deutlich breiteren Raum einräumt als in den älteren Arbeiten. Die Barnes’sche Erkenntnismethode bietet allerdings nur wenig argumentativen Freiraum, die *Conversio Constantini* neu zu deuten. Dies versucht Barnes primär dadurch, dass er einerseits eine frühe Konversion Constantins und andererseits eine konsequente Abkehr des Kaisers von der paganen Religion nachzuweisen sucht. Dass die Beweisführung inhaltlich wie methodisch letztlich nur bedingt zu überzeugen vermag, wird an anderer Stelle im Detail zu begründen sein. Hier soll exemplarisch nur auf zwei Argumentationskomplexe hingewiesen werden, die für Barnes’

Modell entscheidend sind: Die von Barnes präsentierten Indizien für eine frühe Affinität des Kaisers zum Christentum einerseits und Barnes' Deutung der Palladas-Epigramme als Hinweise auf eine gezielt antipagane Religionspolitik Constantins andererseits.

Zum ersten Punkt: In einem Schreiben aus dem Jahr 324 behauptet Constantin, er sei noch jung gewesen, als im Jahr 303 die Christenverfolgung beschlossen wurde (Euseb. *Vit. Const.* 2.51). De facto hielt sich Constantin zum fraglichen Zeitpunkt freilich als etwa 30-jähriges präsumptives Mitglied der Tetrarchie im direkten Umfeld der Entscheidungsträger auf. Für Barnes stellt sich die „Lüge“ Constantins nicht nur als retrospektives Entschuldigungsmanöver dar, sondern bietet den Ausgangspunkt einer weitreichenden Neuinterpretation von Constantins Hinwendung zum Christentum: Ohne dies empirisch erhärten zu können, sieht Barnes schon unmittelbar nach dem Herrschaftsantritt im Sommer 306 einen entsprechenden Rechtfertigungsdruck gegenüber Christen, als dessen Folge er Constantins Verteidigungsstrategie verstanden wissen will (vgl. S. 54). Barnes' Rekonstruktion ist nur unter der Annahme plausibel, Constantin sei damals bereits ein Kryptochrist gewesen – und genau hierfür argumentiert Barnes dann auch. Sein wichtigstes Argument ist Constantins Angabe, er habe die Ruinen von Babylon gesehen (*Const. Or ad coet. sanct.* 16.2): „That he availed himself of the opportunity to inspect them [= the ruins of Babylon] is extremely significant. For it implies that in 298 he already had an interest in the Old Testament – which fits well with the hypothesis that his mother Helena was either a Christian or at least a Christian sympathizer“ (S. 52). Nun hat J. W. Drijvers allerdings schon 1992 überzeugend gezeigt, dass Helena vor 312 keine christliche Haltung nachgewiesen werden kann; und Constantin hat sicherlich nicht das mesopotamische, sondern im Gefolge Diocletians das ägyptische Babylon gesehen – Barnes zieht diese Möglichkeit nicht einmal in Erwägung und übersieht zugleich, dass der Topos der Jugendlichkeit Constantins im Panegyricus des Jahres 307 mit einer ganz anderen Stoßrichtung eingesetzt wurde und sich Constantins genereller Verzicht, den *dies natalis* zu feiern (der entscheidende Grund, weshalb wir sein genaues Alter nicht kennen), überzeugender auf die defiziente matrilineare Legitimität zurückführen lässt.

Zum zweiten Punkt: Auch der Umgang mit Palladas offenbart Barnes' Tendenz, Constantins Rolle als Vorkämpfer des Christentums zu überzeichnen. Selbst unter der Annahme, die Epigramme seien tatsächlich in constantinischer Zeit entstanden, zeigen sie doch letztlich nicht mehr als eine gewisse (und wenig erstaunliche) Unzufriedenheit paganer Kreise mit den religionspolitischen Entwicklungen der Zeit.

Barnes' Vorstellung einer ernsthaften Konfrontation zwischen Constantin und den Vertretern einer paganen *résistance* übersieht, dass sich nach wie vor nirgends politisch relevanter Widerstand von paganer Seite gegen Constantins religionspolitische Maßnahmen greifen lässt – im Gegensatz zur überaus scharfen christlichen Kritik an Constantin, die sich vereinzelt sogar im Sturz der kaiserlichen Statuen entladen konnte (Euseb. *Vit. Const.* 3.4).

Barnes zufolge könne die wahre Geschichte, die hinter dem „smokescreen“ der constantinischen „propaganda“ verborgen sei, mit der nötigen Akribie im Umgang mit den Quellen freigelegt werden – „provided that we allow ourselves to be guided by the ancient evidence and do not seek to impose our own antecedent assumptions on its interpretation“ (S. 2). Die Annahme, die antiken Zeugnisse könnten für sich selbst sprechen, ist freilich ebenso problematisch wie der Umstand, dass Barnes mit „ancient evidence“ fast ausschließlich die literarischen Quellen meint und diese, wie gezeigt, durchaus nicht vorurteilsfrei interpretiert. Seine „second thoughts on Constantine“ liegen zudem in konzeptioneller und methodischer Hinsicht erstaunlich nah an seinen „first thoughts“, obgleich inzwischen drei Jahrzehnte intensiver Forschungstätigkeit vergangen sind. Mit seinen wertvollen Beiträgen zur Prosopographie und Chronologie der tetrarchisch-constantinischen Zeit konnte Barnes der Constantinforschung einst neuen Schwung verleihen – wohin der Impetus seiner Arbeit heute noch führen kann, ist weniger klar. Der Schlüssel zu einem überzeugenden Verständnis der constantinischen Wende kann jedenfalls kaum mehr in der punktuellen Modifikation eines Gesamtbildes liegen, das um die nebulösen „personal beliefs“ des Kaisers kreist, während dessen konkret greifbare Kommunikationsangebote als „lies“, „official untruth“, „deliberate falsehood“ etc. (S. 3 f. u. Ö.) verkannt werden.